

mischer Katholiken. Man könnte dem Buch eventuell sogar folgende Botschaft entnehmen: die hussitische Bewegung, in die Historie der europäischen Reformation gehörend, hat ihren Platz gleichfalls in der deutschen Reformationsgeschichte, so dass es gut begründet wäre, im Rahmen des verlaufenden zehnjährigen Jubilierens ebenso des nahenden großen Jahrestags von Hus zu gedenken. Bei der Betrachtung der langen Kette von Bemühungen um eine Reformation der Kirche – an die Tatsache, dass ihre Idee sich bereits während des Mittelalters formierte, erinnert Georg Denzler gleich in einer einleitenden Übersicht der „Reform der Kirche um 1400“ – taucht jedenfalls in manchen Texten wiederholt und zustimmend die Devise „semper reformanda“ auf.

Zu solchen erfreulichen Übereinstimmungen hat die kritische Ausrüstung der neuzeitlichen historischen Wissenschaft allerdings keineswegs automatisch geführt. Sowohl individuelle Eigenheiten als auch Einstellungen, die mit einer Gruppenzugehörigkeit zusammenhängen, werden mit den wissenschaftlichen Grundsätzen erfinderisch, manchmal auch bereichernd, doch oft recht störend verbunden. Diese Tatsachen bringt im Buch „anhangsweise“ ein alleinstehender Aufsatz von Thomas Wunsch über „Den Hussitismus als Deutungsparadigma der tschechischen Geschichte“ in Erinnerung. Hier beschäftigt ein deutscher Autor sich bezeichnenderweise mit

„innertschechischen“ Kontroversen über den „Sinn der tschechischen Geschichte“, mit einer Konzentrierung auf ihre „heroische“ Phase ungefähr vor hundert Jahren. Nicht unberechtigt, denn Reminiszenzen daran sind immer noch lebendig und das Zusammenleben beider Nationen wurde dadurch brisant beeinflusst. Dennoch ist es einigermaßen überraschend, wie mächtig der Stoff den Verfasser fasziniert: dermaßen, dass er unter den damaligen Protagonisten „einen Sieger wählt“ – Josef Pekař – und ihn zu „unserem Zeitgenossen“ erklärt (277). Wunsch zieht nicht besonders in Erwägung, worin Pekař gleichfalls schon anderen Zeiten zugehört, macht nicht darauf aufmerksam, wie der Abstand der langen Jahrzehnten auch Schwächen seiner deklarierten und verborgenen Voraussetzungen offengelegt hat. Trotzdem kann man der These von Wunsch, die er selbst wenigstens durch den Zusatz gehörend relativiert, sie gelte „in einem paradigmatischen Sinn“, zustimmen. Das kleine Fragezeichen über sie beabsichtigt mitnichten gerade diesen Beitrag als eine „Schwachstelle“ des Sammelbandes bezeichnen. Es möchte lediglich zum Schluss darauf hinweisen, wie wenig „erschöpftes“ Forschungsfeld stellt das Buch den Lesern vor, und dass die erquickliche Verwandlung der Perspektiven, die der Band demonstriert, auch fürs Zukünftige neue Möglichkeiten bietet – auch andere, als er selbst anwendet. Aber schon deswegen ist er empfehlenswert.

Prag

Martin Wernisch

Reformation und Frühe Neuzeit

Brad C. Pardue, Printing, Power, and Piety. Appeals to the Public during the Early Years of the English Reformation, Leiden: Brill 2012, VIII, 237 S., ISBN 978-9-0042-3205-1.

Im Raum der englischsprachigen Wissenschaft hat Diarmaid MacCulloch daran erinnert, dass die Reformation in ihrem Ursprung eine Auflehnung war, die durch theologische Ideen entzündet wurde. Brad Pardue untersucht die Konsequenzen, die sich daraus im neuen Medium des Druckes in der theologischen Debatte in England ergaben. Er behauptet, die sich nun entwickelnde, durch die Interaktion William Tyndales, Thomas Mores und Heinrichs VIII. geförderte landessprachliche Buchkultur habe in England „a discursive space“ erzeugt, der „zuvor nicht vorstellbar“ (previously unimaginable) gewesen sei (S. 217). So habe dieser öffentliche Diskurs

„einige der entscheidenden Voraussetzungen für die spätere Herausbildung einer Öffentlichkeit à la Habermas (some of the vital prerequisites for the later emergence of a Habermasian public sphere)“ geschaffen (S. 213). Das gelte insbesondere für Tyndales direkten Appell an das Publikum für ein neues Verständnis der Kirche, der schließlich ein neues Verständnis auch des Staates herbeiführen sollte.

Nach Pardues historischer Rekonstruktion zielte Tyndales Arbeit an der aus sich selbst heraus verständlichen landessprachlichen Bibel darauf, eine egalitäre christliche Gemeinschaft der Schriftgläubigen zu bilden, während More darauf bestand, dass die biblischen Texte die Auslegung durch eine institutionelle Hierarchie erforderten. Hingegen versuchten die Berater Heinrichs VIII. in der Krise mit Rom, Tyndales lesende Gemeinschaften zu manipulieren, um das Publikum für die Be-

freierung von der päpstlichen Autorität zu gewinnen. Doch schlug dieser Plan infolge grundlegender ekklesiologischer Unterschiede fehl: Heinrich beanspruchte den königlichen Supremat über beide, Kirche und Staat, Tyndale dagegen verfocht die christliche Gemeinschaft Gleicher. Auf der – gegen Richard Duerdens gerichteten – Forschung Bruce Boehrers aufbauend legt Pardue mit viel Aufwand dar, dass Tyndale unbedingten Gehorsam gegenüber dem König nur im Bereich der Zivilgesellschaft, nicht in kirchlichen Angelegenheiten bejahte. Und er kommt zu der weitergehenden Feststellung, dass Tyndales durch und durch egalitäre Vorstellung der Kirche mit ihrer Infragestellung verbreiteter Ansichten über die Hierarchie „am Ende tiefgehende Implikationen sowohl im religiösen wie im politischen Bereich (profound implications in both the religious and politic spheres) haben sollte“ (S. 212).

Die Stärke von Pardues Arbeit liegt in seiner Deutung der ‚material manifestations of religious ideas‘ (S. 99), d.h. der von ihm behandelten Bücher und ihrer Leser. Er bemerkt die geschichtliche Ironie, die darin liegt, dass More, indem er, um Tyndale zu widerlegen, dessen Schriften anführte, die reformatorischen Ideen weiter aussäte. Ferner zeigt Pardue mit seiner Darlegung von Tyndales Kritik an der zeitgenössischen kirchlichen Praxis im Unterschied zu der der Alten Kirche, daß eine der Früchte der humanistischen Buchkultur der Aufweis war, daß die Kirche eine historische Größe mit geschichtlicher Entwicklung ist. Und er macht deutlich, dass Tyndale durch seine volkssprachliche Bibel dem lesenden Publikum die Gelegenheit, manche würden sogar sagen, die Autorität gab, christliche Ideen selbst zu beurteilen.

Leider ist Pardue nicht immer exakt in historischen oder theologischen Einzelheiten. So wurde Thomas Cromwell im Juni, nicht Januar, 1540 verhaftet (S. 198). Fragwürdig ist Pardues Behauptung, Tyndales Kommentar über die Bergpredigt (1533) vertrete ein Verständnis der zwei Regimente, das Luther selbst mittlerweile aufgegeben habe (S.390). Denn wie Arne Dembek, *William Tyndale (1491–1536): Reformatorische Theologie als kontextuelle Schriftauslegung* (Tübingen, 2010) gezeigt hat, schöpfte Tyndale direkt aus Luthers Wochenpredigten über Mt 5–7 von 1532 und war damit in inhaltlicher Übereinstimmung. Erst recht fragwürdig ist es, wie Pardue seine These begründet, dass Tyndale den königlichen Supremat in kirchlichen Angelegenheiten abgelehnt habe: indem er auf der Grundlage von Tyndales Ausführungen über die radikale Gleichheit der Erwählten in der unsichtbaren Kirche behauptet, Tyndale habe einen „nas-

cent congregationalism“ als Grundlage für eine zukünftige reformierte Gestalt der sichtbaren institutionellen Kirche vertreten (S. 59. 166–168). Hier fehlt jede Reflexion über den Unterschied zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche. Pardues Verständnis für diese Fragen ist erheblich dadurch behindert, dass er keine deutsche Literatur heranzieht. So ist ihm Dembeks Monographie entgangen, die beste Darstellung von Tyndales theologischen Ansichten weit und breit.

Berlin

Ashley Null

Alexander Koller: Imperator und Pontifex. Forschungen zum Verhältnis von Kaiserhof und römischer Kurie im Zeitalter der Konfessionalisierung (1555–1648), Münster: Aschendorff 2012 (Geschichte in der Epoche Karls V. 13), 494 S., ISBN 978-3-4021-3994-3.

Die in diesem Band versammelten 24 Aufsätze haben nicht nur eine inhaltliche Klammer, das Verhältnis zwischen Rom und Wien, zwischen päpstlicher Kurie und kaiserlichem Hof, sondern sie basieren auch auf demselben Quellenfundus, den mittlerweile weitgehend edierten Nuntiaturreportagen. Dabei handelt es sich um die Schreiben, welche die päpstlichen Gesandten mit dem vatikanischen Staatssekretariat wechselten, teils um Rapport zu geben, teils um Weisungen zu erbitten. Der Verfasser ist ein ausgewiesener Kenner dieser Quellengattung und hat bereits einen Überblick über ihre Erschließung publiziert (*Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturreportagenforschung*, 1998). Zuletzt hat er selbst eine Edition vorbereitet (*Nuntiaturreportagen aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, Bd. 10: Nuntiaturen des Orazio Malaspina und des Ottavio Santacroce. Interim des Cesare dell’Arena [1578–1581]*, Berlin 2012). Aufgrund der hier vorgelegten Einzelstudien wurde er im Jahr 2010 von der Universität Wien für das Fach Neuere Geschichte habilitiert.

Die Aufsätze des Bandes gruppieren sich in drei Teilbereiche: In einem ersten Teil geht es um das Verhältnis von Kaiser und Papst (17–210). In einem zweiten Teil wird die römische Politik gegenüber den österreichischen Erbländern beleuchtet (211–270). Ein dritter Teil ist den päpstlichen Nuntien im Reich gewidmet (271–422). Der Untersuchungszeitraum wird durch das Datum des Augsburger Religionsfriedens und dasjenige des Westfälischen Friedens abgesteckt.

Den einzelnen Aufsätzen folgend, kann man für diesen Zeitraum das Verhältnis der Kurie zum Reich abschreiten. Unter Karl V.